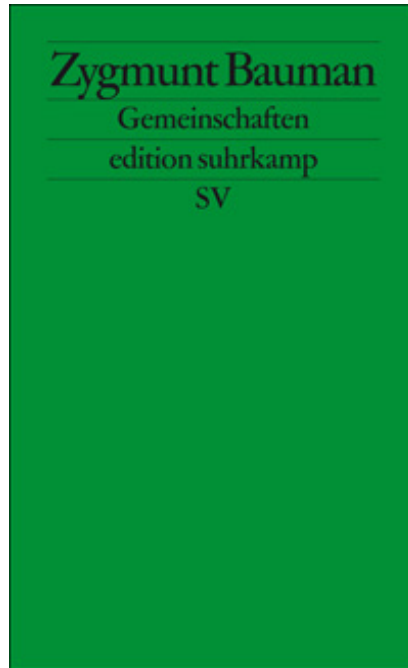


# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Bauman, Zygmunt  
**Gemeinschaften**

Auf der Suche nach Sicherheit in einer bedrohlichen Welt  
Aus dem Englischen von Frank Jakubzik

© Suhrkamp Verlag  
edition suhrkamp 2565  
978-3-518-12565-6

edition suhrkamp 2565

Sicherheit und Freiheit zählen zu den Grundbedürfnissen des Menschen wie die Luft zum Atmen. Gemeinschaft – schon das Wort konnotiert Wärme. Sie bietet Schutz, verleiht Sicherheit. Zugleich aber beschneidet sie unseren Anspruch auf Individualität. Gemeinschaft ist nur zu haben um den Preis unserer Freiheit.

Man muß immer wieder versuchen, diese beiden gleichermaßen kostbaren Werte auszubalancieren, störungsfrei in Einklang kommen sie nie. Die Debatten um Sicherheit und Freiheit, um Gemeinschaftlichkeit und Individualität sind vermutlich unabschließbar – nicht zuletzt, weil sich die Starken Freiheit leisten können, während die Schwachen auf Sicherheit angewiesen sind.

Mit *Gemeinschaften* greift Zygmunt Bauman die Möglichkeiten und Gefahren auf, die sich aus diesem Dilemma ergeben, und bietet uns die dringend notwendige Neubewertung eines Begriffes, der in den gegenwärtigen Debatten über die Zukunft unserer Umwelt und unserer Gesellschaft eine so zentrale Stellung einnimmt.

Zygmunt Bauman, geboren 1925 in Posen, lehrte Soziologie an der University of Leeds. 1998 wurde er mit dem Theodor-W.-Adorno-Preis ausgezeichnet. In der edition suhrkamp erschienen von ihm *Leben in der flüchtigen Moderne* (es 2503), *Flüchtige Moderne* (es 2447) und *Vom Nutzen der Soziologie* (es 1984).

Zygmunt Bauman  
Gemeinschaften

Auf der Suche nach Sicherheit  
in einer bedrohlichen Welt

Aus dem Englischen von  
Frank Jakubzik

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien im Jahr 2001  
unter dem Titel *Community. Seeking Safety in an Insecure World*  
bei Polity Press, Cambridge, in Zusammenarbeit mit  
Blackwell Publishers Ltd, Oxford

edition suhrkamp 2565

Erste Auflage 2009

© 2001 by Zygmunt Bauman

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag

Frankfurt am Main 2009

Deutsche Erstausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen,  
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept  
von Willy Fleckhaus: Werner Zegarzewski

Printed in Germany

ISBN: 978-3-518-12565-6

I 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

# Inhalt

Einführung in die nichtexistente  
Gemeinschaft 7

1. Tantalusqualen 13
  2. Die Eingliederung der Entwurzelten 29
  3. Das Zeitalter der Trennungen 51
  4. Die Sezession der Erfolgreichen 63
  5. Zwei Arten von Gemeinschaft 73
  6. Recht auf Anerkennung, Recht  
auf Umverteilung 91
  7. Gleichheit versus Multikulturalismus 109
  8. Ganz unten: das Ghetto 135
  9. Viele Kulturen, eine Humanität? 151
- Nachwort 175



## Einführung in die nichtexistente Gemeinschaft

Wörter übertragen Bedeutungen – und manchmal auch »Stimmungen«. Das Wort »Gemeinschaft« zum Beispiel weckt positive Gefühle. Was immer man unter »Gemeinschaft« verstehen mag: Es ist zweifellos gut, »zu einer Gemeinschaft zu gehören«, »in einer Gemeinschaft zu leben«. Kommt hingegen einer vom rechten Weg ab, machen wir seinen »schlechten *Umgang*« dafür verantwortlich. Ist einer arm und fristet sein Leben unter entwürdigenden Umständen, klagen wir unverzüglich die *Gesellschaft* bzw. ihre Organisation und Funktionsweise an. Umgang und Gesellschaft können demnach etwas Schlechtes sein, Gemeinschaft aber nicht. Gemeinschaft ist, so glauben wir, immer gut.

Natürlich sind die Stimmungen, die ein Wort auslöst, nicht unabhängig von seiner Bedeutung. Daß das Wort »Gemeinschaft« positive Gefühle erzeugt, liegt an den Bedeutungen, die es überträgt – sie alle verheißen Annehmlichkeiten, und zwar zumeist solche, die wir zu vermissen glauben.

Zunächst bietet eine Gemeinschaft »Wärme«, Behaglichkeit und Komfort. Sie ist wie ein Dach, das uns vor heftigen Regenfällen schützt, wie ein Herd, an dem wir an kalten Tagen unsere Hände wärmen. Draußen, auf der Straße, lauern alle möglichen Gefahren: wir müssen auf der Hut sein, uns vorsehen, mit wem wir sprechen und von wem wir uns ansprechen lassen, in ständiger Alarmbereitschaft. Drinnen, innerhalb der Gemeinschaft, können wir uns entspannen – wir sind in Sicherheit, hier gibt es keine Gefahren, die



in dunklen Ecken lauern (freilich auch kaum eine »Ecke«, die »dunkel« ist). In einer Gemeinschaft herrscht gegenseitiges Verständnis, wir können auf das vertrauen, was man uns sagt, es gibt so gut wie nichts Ungewisses, Verwirrendes oder Überraschendes. Niemand ist uns hier fremd. Zwar streiten wir uns zuweilen, doch geschieht dies in Form freundschaftlicher Auseinandersetzungen um die von allen angestrebte Verbesserung eines ohnehin höchst angenehmen Zusammenlebens und die Art und Weise, wie sich diese am besten bewerkstelligen läßt. Dabei können wir uns immer darauf verlassen, daß die anderen uns ebensowenig übelwollen wie wir ihnen.

Und weiter: In einer Gemeinschaft können wir auf den guten Willen der anderen zählen. Wenn wir ins Stolpern geraten, werden sie uns stützen. Niemand wird uns auslachen, über unsere Ungeschicklichkeit spotten, sich an unserem Unglück weiden. Falls wir einen Fehler machen, können wir ihn jederzeit eingestehen und uns entschuldigen, zur Not auf Knien – die anderen werden uns ihr Mitgefühl nicht vorenthalten und den Mißgriff verzeihen, so daß nie ein Groll entsteht. Wenn wir traurig sind, wird immer jemand dasein, der uns tröstet. Wenn wir in Not geraten, werden die anderen nicht erst eine Bürgschaft verlangen, bevor sie sich entschließen, uns aus den Schwierigkeiten herauszuhauen; sie werden nicht fragen, wie und wann wir ihre Hilfe entgelten wollen, sondern nur, was wir brauchen. Nie werden sie sagen, daß es nicht ihre Aufgabe sei, uns zu helfen, weil es keinen Vertrag zwischen uns gebe, der sie dazu verpflichtet, oder weil wir versäumt hätten, das Kleingedruckte zu lesen. Wir müssen nichts weiter tun, als darauf zu warten, daß uns das Benötigte zuteil wird.

Aus alledem ist leicht zu ersehen: Das Wort »Gemein-

schaft« erzeugt ein gutes Gefühl. Wer wollte nicht unter freundlichen und wohlwollenden Menschen leben, denen er vertrauen und auf deren Worte und Taten er sich verlassen kann? Gerade für uns – die wir nun einmal in unbarmherzigen Zeiten leben, Zeiten des Wettbewerbs, in denen man dem anderen stets um eine Nasenlänge voraus sein muß, in denen sich keiner in die Karten schauen läßt und niemand einem zur Seite springt, in denen Hilferufe mit der Mahnung beantwortet werden, sich gefälligst selbst zu helfen, und in denen einem nur noch die Banken Kredit geben, und selbst sie nur in ihren Werbespots, nicht in ihren Filialen – klingt das Wort »Gemeinschaft« süß. Es erinnert uns an all das, was wir vermissen, an die Sicherheit, die Zuversicht und das Vertrauen, das wir entbehren.

Kurz: Das Wort bezeichnet eine Welt, die sich bedauerlicherweise erheblich von der unseren unterscheidet – in der wir aber liebend gerne leben würden und die wir eines Tages zurückzuerobern hoffen. Von Raymond Williams, dem achtsamen Analytiker unserer Lebensverhältnisse, stammt die ironische Bemerkung, daß von Gemeinschaften merkwürdigerweise immer nur im Imperfekt die Rede sei – oder, so könnten wir hinzufügen, im Futur. Gemeinschaft – das Wort ist uns zum Synonym für ein verlorenes Paradies geworden, in das wir eines Tages zurückzukehren hoffen, und so suchen wir fieberhaft nach den Wegen dorthin.

Ob nun verloren oder erst noch zu finden: es ist jedenfalls nicht der Ort, an dem wir leben, und auch keiner, den wir aus eigener Erfahrung kennen. Vielleicht erscheint er uns gerade deswegen als so paradiesisch. Die Phantasie ist, anders als die harsche Wirklichkeit, ein weiter Raum unbeschränkter Freiheit. Hier müssen wir unsere Vorstellungs-

kraft nicht im Zaum halten – Realitätstauglichkeit muß sie vermutlich nie beweisen.

Doch nicht nur die unbestritten »ungemeinschaftliche« oder gar explizit gemeinschaftsfeindliche »rauhe Wirklichkeit« unterscheidet sich von der Geborgenheit verheißenden Gemeinschaft unserer Träume. Der Kontrast zwischen diesen beiden beflügelt lediglich unsere Phantasie und läßt uns die imaginierte (postulierte, erträumte) Gemeinschaft um so verlockender erscheinen. Ein anderer Unterschied jedoch trübt ihr strahlendes Bild: der zwischen der ersehnten Gemeinschaft und der »real existierenden Gemeinschaft« – jenem Kollektiv, das jenen Traum zu verwirklichen behauptet, das uns echte Gemeinschaftlichkeit vorgaukelt und das uns (unter Berufung auf die Vorteile einer solchen Gemeinschaft) bedingungslose Loyalität abverlangt und deren Fehlen als Verrat begreift. Diese »real existierende Gemeinschaft« verlangt bedingungslosen Gehorsam als Gegenleistung für die gebotenen oder versprochenen Dienste. Möchtest du unseren Schutz genießen? Dann gib deine Freiheit ganz oder weitgehend auf. Suchst du echtes Vertrauen? Dann vertraue nur denen, die zur Gemeinschaft gehören. Sehnst du dich nach gegenseitigem Verständnis? Dann rede nicht mit Fremden und benutze keine fremden Sprachen. Willst du dich in deinen vier Wänden geborgen fühlen? Dann kauf dir eine Alarmanlage und Überwachungskameras. Willst du endlich wieder Gewißheit haben? Dann laß dich nicht mit Fremden ein, verhalte dich unauffällig und denk nicht soviel nach. Sehnst du dich nach Wärme und Geborgenheit? Dann bleib weg vom Fenster und öffne es nicht. Der Haken dabei ist, daß die Luft bald unerträglich stickig wird, wenn man diese Anweisungen befolgt.

Das Privileg, »in einer Gemeinschaft zu leben«, hat seinen Preis – und dieser ist nur solange unerheblich, wie die Gemeinschaft ein Traum bleibt. Die Währung, in der dieser Preis zu entrichten ist, heißt Freiheit; man könnte sie eben-  
sogut »Autonomie«, »Recht auf Selbstbehauptung« oder »Recht auf Individualität« nennen. Wie auch immer: man verliert etwas, gewinnt aber auch etwas hinzu. Auf Gemeinschaft verzichten heißt auf Sicherheit verzichten; der Anschluß an eine Gemeinschaft bedeutet allerdings sehr bald den Verzicht auf Freiheit. Sicherheit und Freiheit sind gleich kostbare und gesuchte Werte, die man besser oder schlechter ausbalancieren, doch kaum je störungsfrei in Einklang bringen kann. Jedenfalls wurde bislang kein Patentrezept für ihre Harmonisierung gefunden. Die Schwierigkeit liegt darin, daß die Formel, nach der die »real existierenden Gemeinschaften« zusammengebraut werden, den Widerspruch zwischen Sicherheit und Freiheit nur noch verschärft und den Ausgleich zwischen ihnen erschwert.

Da eine unsichere Freiheit ebenso unangenehm ist wie eine unfreie Sicherheit, scheint es, als müßten die Vorzüge des Lebens in Gemeinschaft für immer ein Traum bleiben, den all die selbsternannten Gemeinschaften nie verwirklichen können. Die Debatten um Sicherheit und Freiheit, um Gemeinschaftlichkeit und Individualität sind vermutlich unabschließbar und werden noch lange fortgeführt werden. Daß wir die richtige Lösung nicht finden und immer von der gerade ausprobierten frustriert sind, wird uns aber ebensowenig zur Aufgabe der Suche bewegen – sondern uns nur zu neuen Anstrengungen treiben. Unsere Hoffnungen zu verwirklichen, ist uns als Menschen ebenso unmöglich, wie die Hoffnung fahrenzulassen.

Gegen dieses Dilemma können wir wenig ausrichten –

verleugnen können wir es nur auf eigenes Risiko. Immerhin könnten wir versuchen, uns über die Vorzüge und Gefahren der theoretisch oder real existierenden Lösungen klarzuwerden. Damit vermeiden wir unter Umständen, die Fehler der Vergangenheit zu wiederholen oder uns auf jenen Wegen zu weit hinauszuwagen, die im voraus als Sackgassen erkennbar sind. Eine solche – zugegebenermaßen provisorische und Vollständigkeit nicht beanspruchende – Bestandsaufnahme habe ich mit diesem Buch unternommen.

Als Menschen brauchen wir sowohl Sicherheit als auch Freiheit zum Leben; beides zugleich aber können wir nicht in einem Maße besitzen, daß wir wunschlos glücklich wären. Das ist allerdings kein Grund, nicht danach zu streben (und wenn es einer wäre, würden wir es trotzdem tun). Aber es ist eine Mahnung, niemals zu glauben, irgendeine der einander ablösenden Interimslösungen bedürfe keiner Überprüfung mehr oder könne nicht noch von weiteren Korrekturen profitieren. Das Bessere mag der Feind des Guten sein, aber ganz sicher ist das angeblich »Perfekte« der Todfeind von beidem.

Im März 2000

## I. Tantalusqualen

Der griechischen Mythologie zufolge stand Tantalus, Sohn des Zeus, auf gutem Fuß mit den Göttern, die ihn regelmäßig zu ihren olympischen Festen einluden und reich bewirteten. Sein Leben war, gemessen an dem gewöhnlicher Menschen, sorglos, freudvoll und überaus glücklich – bis er ein Verbrechen beging, das die Götter nicht vergeben wollten (oder konnten?). Was die Form dieses Verbrechens anbelangt, sind sich die verschiedenen Erzähler uneins. Einige sagen, er habe das Vertrauen der Götter mißbraucht, indem er seinen Mitmenschen Geheimnisse verriet, von denen Sterbliche nichts wissen sollten. Andere meinen, er habe die Arroganz besessen, sich für klüger als die Götter zu halten und ihre Allwissenheit auf die Probe zu stellen versucht. Wieder andere beschuldigen ihn des Diebstahls von Nektar und Ambrosia, von denen Sterbliche nicht kosten durften. Die ihm zugeschriebenen Taten waren, wie wir sehen, unterschiedlich, aber der Grund, aus dem man sie als kriminell bezeichnete, war in allen drei Fällen mehr oder weniger derselbe: Tantalus war schuldig des Erwerbs bzw. der Weitergabe von Wissen, das weder er noch andere Sterbliche besitzen durften. Genauer gesagt: es genügte ihm nicht, am Glück der Götter teilzuhaben – in seiner Eitelkeit und Arroganz wollte er selbst erschaffen, was man nur als Geschenk empfangen kann.

Die Strafe folgte auf dem Fuße: sie war so grausam, wie nur beleidigte und rachsüchtige Götter sie ersinnen können. Zieht man die Art seines Verbrechens in Betracht, wurde ihm gleichsam Anschauungsunterricht erteilt. Tantalus stand bis zum Hals in einem Teich – doch wenn er den

Kopf senkte, um seinen Durst zu löschen, zog sich das Wasser zurück. Über ihm hing ein Büschel köstlicher Früchte – doch sobald er die Hand ausstreckte, um seinen Hunger zu stillen, blies ein Sturmwind die Leckerbissen weg. (Daher sprechen wir von »Tantalusqualen«, wenn ein ersehntes Gut verschwindet, sobald es endlich erreichbar scheint.)

Mythen wollen nicht unterhalten. Sie wollen durch endloses Einhämmern ihrer Botschaft belehren: einer Botschaft, die der Hörer nur auf eigenes Risiko vergessen oder ignorieren kann. Die Botschaft des Mythos von Tantalus lautet, daß man nur solange glücklich oder wenigstens zufrieden und sorgenfrei leben kann, wie man seine Unschuld bewahrt: solange man sein Glück genießt, ohne um die Natur der Dinge zu wissen, die einen glücklich machen – solange man also nicht versucht, an ihnen herumzupfuschen oder sie gar »selbst in die Hand« zu nehmen. Und daß man, wagt man dies doch, auf ewig jene Seligkeit verliert, derer man sich nur im Zustand der Unschuld erfreuen kann. Was du suchst, wirst du niemals finden.

Auch andere Völker müssen aus eigener Erfahrung von der ewigen Wahrheit und dauerhaften Aktualität dieser Botschaft überzeugt gewesen sein, denn nicht nur die Griechen gaben sie in Form einer lehrreichen Legende weiter. Ähnliches vermittelt etwa die Geschichte von Adam und Eva, die, weil sie vom Baum der Erkenntnis gegessen hatten, aus dem Paradies vertrieben wurden – das ein Paradies war, weil sie dort sorgenfrei leben konnten und die Entscheidungen, von denen ihr Glück (oder in dem Fall: Unglück) abhing, nicht selbst treffen mußten. Der jüdische Gott war in seinem Zorn nicht weniger rachsüchtig und unnachsichtig als die Bewohner des Olympos, und seine Strafe für Adams

und Evas Vergehen war ebenso grausam wie das Los des Tantalus – sie war lediglich intellektuell anspruchsvoller und erforderte eine subtilere Interpretation: »Unter Müh-sal sollst du dich [...] ernähren [...] Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen.« Indem er dieses Ver-dikt verkündet, stellt der zornige Gott »östlich vom Garten Eden die Kerube auf und das zuckende Flammenschwert, damit sie den Weg zum Baum des Lebens bewachen« – und damit Adam und Eva und ihre Nachkommen nie vergessen, daß sie die heitere und sorgenfreie Glückseligkeit der pa-radiesischen Unwissenheit durch keine noch so große An-strengung je wieder zurückerlangen können; diese reine Glückseligkeit ist mit dem Verlust der Unschuld unwieder-bringlich verloren.

Die Erinnerung an sie freilich sollte den Nachkommen von Adam und Eva bleiben, weshalb sie nie die Hoffnung aufgeben werden, den Weg zurück doch noch zu finden. Dies kann jedoch niemals gelingen; in diesem Punkt sind sich Athen und Jerusalem einig. Der Verlust der Unschuld ist unumkehrbar. Man kann nur so lange wahrhaft glück-lich sein, wie man um sein Glück nicht weiß. Die Nach-kommen von Adam und Eva, die die Bedeutung des Glücks durch seinen Verlust erfahren hatten, zahlen Lehrgeld für die bittere Erkenntnis, die Tantalus auf einem silbernen Tablett dargeboten wurde. Ihr Ziel wird sich ihnen immer entziehen, wie »tantalusmäßig« nahe sie ihm auch kommen werden.

In seinem 1887 erstmals erschienenen Buch *Gemein-schaft und Gesellschaft*<sup>1</sup> betrieb Ferdinand Tönnies (mög-

<sup>1</sup> Ferdinand Tönnies: *Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1991, S. 17, 34, 18, 19 und 7.



licherweise unabsichtlich) die Rückkehr der Gemeinschaft aus jenem Exil, in das man sie während des modernen Kreuzzugs gegen die (der Engstirnigkeit, Beschränktheit und Förderung des Aberglaubens bezichtigten) Mächte des Mittelalters verbannt hatte, indem er behauptete, die alte Gemeinschaft unterscheide sich von der entstehenden (modernen) Gesellschaft, in deren Namen der Kreuzzug geführt worden war, durch ein von *all ihren Mitgliedern geteiltes Verständnis*. Nicht durch einen Konsens, wohl-gemerkt: denn dieser ist lediglich ein Abkommen unterschiedlich gesonnener Menschen, ein Ergebnis von Verhandlungen und Kompromissen, dem Streit, Gezänk und zuweilen Handgreiflichkeiten vorausgehen. Das gemeinschaftliche, tatsächliche (Heidegger würde sagen: *zuhandene*<sup>2</sup>) Verständnis muß nicht erst gesucht, geschweige denn mühsam *konstruiert* oder *erkämpft* werden: Dieses Verständnis »ist da«, steht fix und fertig zur Verfügung – man versteht sich »ohne Worte« und muß niemals fragen: »Worauf willst du eigentlich hinaus?« Das Verständnis, auf dem Gemeinschaft beruht, geht allen Streitigkeiten und Abmachungen *voraus*. Es ist nicht das Ergebnis, sondern der *Beginn* des Zusammenlebens. Tönnies definiert es als eine »gegenseitig-gemeinsame, verbindende Gesinnung«, als »eigener Wille einer Gemeinschaft«, dem allein es zu verdanken ist, daß die Menschen in ihr »verbunden« bleiben »trotz aller Trennungen«.

Viele Jahre nachdem Tönnies das gemeinschaftliche Einverständnis als »ursprünglichen oder natürlichen Zustand« und als Qualität bezeichnet hatte, durch die sich die Gemeinschaft von der Welt der erbitterten Streitigkeiten, des mörderischen Wettbewerbs, des Kuhhandels und der

2 Im Original deutsch (A. d. Ü.).

Seilschaften abhebt, prägte der scharfsinnige schwedische Publizist Göran Rosenberg den Begriff des »Wärmekreises« für diese Form naiven Eingebundenseins in ein menschliches Miteinander – die einst vielleicht allgemeine Lebensbedingung war, heute aber nur noch in Träumen existiert. Mitmenschliche Loyalität, die innerhalb des »Wärmekreises« ohne weiteres vorausgesetzt werden kann, läßt sich »aus keiner externen sozialen Logik ableiten oder aus einer ökonomischen Kosten-Nutzen-Analyse«<sup>3</sup>. Genau deshalb herrscht in diesem Kreis »Wärme«: er bietet keinen Raum für nüchterne Kalkulationen und stumpfes Befolgen dessen, was die äußere Gesellschaft frostig und humorlos als »selbstverständlich« präsentiert. Und aus diesem Grund träumt die frierende Menschheit von einem solchen magischen Zirkel und würde jene kalte Welt nur zu gern in ihre Schranken weisen. Innerhalb des »Wärmekreises« müßte man niemandem etwas beweisen und könnte bei allem Tun auf Mitgefühl und Hilfe rechnen.

Weil es so selbstverständlich und »natürlich« ist, entzieht sich das von allen geteilte Verständnis, das die Gemeinschaft (bzw. den »Wärmekreis«) ausmacht, der Wahrnehmung (so wie wir auch die Luft, die wir atmen, nur dann bemerken, wenn es die übelriechende Luft eines stickigen Zimmers ist): es ist ein »stillschweigendes« (Tönnies) oder »intuitives« (Rosenberg) Einverständnis. Zweifellos kann auch ein hergestelltes, *errungenes* Verständnis stillschweigend sein oder sich in eine Art hergestellte und verinnerlichte Intuition verwandeln. Es ist nicht ausgeschlossen, daß man durch langwierige Verhandlungen zu einer Über-

<sup>3</sup> Göran Rosenberg: »Wärmekreise der Politik. Recht, Loyalität, Emotion in der post-ethnischen Gesellschaft«, in: Lettre international, Nr. 48/2000, S. 4.

einkunft kommt, die durch tägliche Befolgung ihrerseits zu einer Gewohnheit wird, über die man nicht mehr nachzudenken braucht und die von niemandem mehr überwacht und kontrolliert werden muß. Doch anders als ein solcher Niederschlag vergangener Auseinandersetzungen ist das für eine Gemeinschaft charakteristische Einverständnis ein dem »Wesen nach« stillschweigendes, weil sein

Inhalt unaussprechlich, unendlich, unbegreiflich ist. [...] Eintracht [kann] nicht gemacht werden.

Weil die »Gemeinschaft« auf einem »natürlichen« und »stillschweigenden« gemeinsamen Verständnis beruht, zerfällt sie in dem Moment, in dem dieses Verständnis seiner selbst bewußt wird und sich lautstark bemerkbar macht; wenn es, um abermals Heidegger zu bemühen, vom Zustand des »Zuhanden«-Seins in den des »Vorhanden«<sup>4</sup>-Seins übergeht und Gegenstand der Reflexion wird. Eine Gemeinschaft ist entweder stumm – oder erloschen. Sobald sie beginnt, ihre Werte zu preisen, von ihrer unverfälschten Schönheit zu schwärmen und Manifeste zu plakatieren, in denen sie ihre Mitglieder dazu auffordert, ihre Leistungen zu loben, und die Außenstehenden mahnt, in den Lobpreis einzustimmen oder zu schweigen – kann man sicher sein, daß die Gemeinschaft nicht mehr (oder, was auch vorkommen kann, noch nicht) existiert. Eine Gemeinschaft, von der »man spricht« (genauer: eine Gemeinschaft, die sich selbst als solche bezeichnet), ist ein Widerspruch in sich.

Echte Gemeinschaften – also nicht »gemachte« oder bloß imaginierte – haben damit in der Regel keine Probleme. Denn einer echten Gemeinschaft fehlt, wie Robert

4 Im Original deutsch (A. d. Ü.).

Redfield<sup>5</sup> in Übereinstimmung mit Tönnies meint, jedes Bedürfnis nach Reflexion, Kritik und Experimenten; und zwar, so fügt er hinzu, weil eine Gemeinschaft nur so lange eine ist (bzw. ihrem Idealbild entspricht), wie sie sich von anderen menschlichen Gruppierungen *abgrenzt* (also deutlich macht, »wo sie beginnt und wo sie endet«), und überdies *klein* (d. h. für alle ihre Mitglieder überschaubar) und *autark* ist (und daher, wie Redfield unterstreicht, »alle oder doch die meisten Handlungen und Bedürfnisse der ihr zugehörigen Menschen ermöglichen oder erfüllen kann. Die kleine Gemeinschaft ist ein Vertrag, der von der Wiege bis zur Bahre gilt«).

Redfield wählt diese Eigenschaften keineswegs zufällig. »Abgrenzung« heißt: die Teilung in »wir« und »sie« ist so vollständig wie ausschließlich, es gibt kein »Halb und Halb«, es besteht kein Zweifel darüber, wer »einer von uns« ist und wer nicht, es gibt kein Durcheinander und keine Unordnung – und daher keine kognitive Ambiguität und kein ambivalentes Verhalten. »Klein« bedeutet: die Kommunikation zwischen den Mitgliedern ist derart umfassend und hochfrequent, daß sporadisch »von außen« eintreffende Signale auf Grund ihrer relativen Seltenheit, Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit nahezu völlig ignoriert werden können. »Autark« schließlich bedeutet: die Isolation von »den anderen« ist nahezu vollständig, Gelegenheiten, zu denen sie durchbrochen werden muß, sind höchst selten. Diese drei Eigenschaften verstärken einander insofern, als jede die Mitglieder der Gemeinschaft daran hindert, ihre Gewohnheiten zu hinterfragen. Wenn diese Dreieinigkeit intakt bleibt, ist es in der Tat hochgradig unwahrscheinlich,

<sup>5</sup> Robert Redfield: *The Little Community* und *Peasant Society and Culture*, Chicago: University of Chicago Press 1971, S. 4 ff.

daß jemals das Bedürfnis nach Reflexion, Kritik oder Experimenten aufkommen wird.

Aber eben nur *dann*: Die Einigkeit von Redfields »kleiner Gemeinschaft« beruht auf der Blockade der Kommunikationskanäle zum Rest der bewohnten Welt. Diese Einigkeit und das naturgegebene gemeinschaftliche Verständnis, von dem Tönnies spricht, sind aus demselben Stoff: Sie bestehen aus Homogenität, aus *Gleichheit*.

Diese Gleichheit gerät in dem Augenblick ins Wanken, in dem ihre Voraussetzungen entfallen: wenn nämlich die »interne« Kommunikation ihr vormals deutliches Übergewicht zu verlieren beginnt und die Trennlinie zwischen »ihnen« und »uns« verwischt wird. Sobald die Kommunikation zwischen den Mitgliedern der Gemeinschaft und der Außenwelt intensiver wird und mehr Gewicht hat als die der Mitglieder untereinander, löst sich diese Gleichheit in Luft auf.

Das Auftreten eines solchen Risses in den Schutzwällen der Gemeinschaft war seit der Erfindung mechanischer Transportmittel nicht mehr zu verhindern; neue Informationsträger (bzw. Menschen, deren Fremdheit an sich schon eine Information war, die mit dem intern vorhandenen Wissen kollidierte) konnten sich nun mindestens ebenso schnell fortbewegen wie die durch »natürliche« Mobilität entstehende und zirkulierende mündliche Mitteilung. Eines der wichtigsten Fundamente der Gemeinschaft, die Entfernung von anderen, büßte erheblich an Bedeutung ein. Der Todesstoß wurde dem »natürlichen Zustande« des gemeinschaftlichen Verständnisses jedoch durch die Informationstechnologie versetzt: durch die Emanzipation der Information von ihrem materiellen Träger. Sobald sich Informationen (wie in der Gesellschaft, in der wir heute le-